



Abend:

Zeitung.

277.

Montag, am 19. November 1838.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Th. Hell.)

Madame Flora Tristan.

Von Amalia Schoppe, geb. Weise.

Ueber diese, durch den von ihrem Gatten auf sie gemachten Mordanfall in der neuesten Zeit die allgemeine Theilnahme erregende französische Schriftstellerin fand ich in der „Revue de Paris“ einen sehr interessanten Artikel, und erlaube mir einen Auszug daraus mitzutheilen, der Aufschlüsse über das frühere Leben dieser Frau und zugleich über die Motive des von ihrem geschiedenen Gatten auf sie gemachten Mordanfalls giebt. Madame Flora Tristan gab vor einiger Zeit Memoiren heraus, denen sie den Titel gab: „Pérégrinations d'une Paria“ (Wanderungen einer Paria). Sie selbst schildert sich als eine Paria, eine vom Schicksale Verstoßene, Mißhandelte; ob mit Recht, werden wir im Verfolge dieses Aufsatzes sehen.

Der Vater der Madame Tristan, in Peru geboren, hatte sich in Spanien mit einer französischen Ausgewanderten in ein Verhältniß eingelassen, dessen Frucht unsere Heldin und noch einige andere Kinder waren. Er starb, ohne seine Kinder als seine rechtmäßigen Erben anzuerkennen, noch ihnen durch ein Testament sein Vermögen oder auch nur einen Theil desselben, zuzusichern, und gleich nach seinem Tode mußte daher die Familie das Haus und die Besizungen verlassen, die sie bis dahin als ihr Eigenthum betrachtet hatte. Madame Tristan — dieß ist ihr Familienname — war erst vier Jahr alt, als sich dieses traurige Ereigniß zutrug.

Herangewachsen, verheirathete sie sich mit ihrem jetzigen Gatten, den sie in ihren Pérégrinations nennt und von dem sie sagt: „daß sie ihn weder habe lieben noch achten können.“ Kaum zwanzig Jahr alt, trennte sie sich (1827) freiwillig von ihm und nahm ihren Familiennamen, Tristan, wieder an, indem sie sich bald für unvermählt, bald für eine Witwe ausgab, das letztere aber öfter, da sie aus ihrer Ehe zwei Kinder hatte, über deren Daseyn sie sich rechtfertigen mußte. „In derselben Stadt mit meinem Gatten lebend,“ sagte sie, „und jeden Tag der Gefahr ausgesetzt, in Paris frühern Bekannten zu begegnen, warf die von mir gespielte Rolle einen sehr zweideutigen Anschein auf meine Person, war schwer zu unterhalten und zog mir eine Menge Verlegenheiten und Unannehmlichkeiten zu. Diejenigen, welche mich als Unvermählte, als Witwe freundlich bei sich aufgenommen hatten, zogen sich von mir zurück, sobald sie meine wirklichen Verhältnisse erfuhren.“ Es ist aber nicht jener „Anschein von Zweideutigkeit,“ den sie selbst auf sich lud, welchen sie bei dieser Gelegenheit anklagt, sondern die Unauflösbarkeit der Ehen in Frankreich, und sie sagt hierüber: „Die Unverträglichkeit der Charaktere; und tausend andere Gründe, von denen das Gesetz keine Notiz nimmt, machen die Trennung manches Paares zur Nothwendigkeit; allein die allgemeine Verderbtheit, die bei der Frau keine triftige Gründe, welche sie eingestehen dürfte, annimmt, verfolgt diese mit ihren niedrigen Verleumdungen.“ Wenn dem wirklich so wäre, hieße es nicht der Verleumdung ein allzuleichtes Spiel machen,

sich, wie Madame Tristan that, in einem solchen Verhältnisse „mit dem Schleier des Geheimnisses“ zu umhüllen?

Im Jahre 1829 schrieb unsere Verfasserin an ihren Oheim, Don Pio in Peru, um ihn von ihrer Existenz in Kenntniß zu setzen, und ihre Rechte als natürliche Tochter seines Bruders wurden sogleich von diesem Manne anerkannt. Allein sie schmeichelte sich auch noch damit, daß er das Interesse seiner eigenen Familie vernachlässigen und sie in alle Rechte eines legitimen Kindes seines Bruders einsetzen werde, indem er ihr eine Million, als Erbtheil von ihrer Großmutter, seiner Mutter, auszahlten sich anheischig mache. Sie zeigte also Neigung, sich in den Schooß ihrer väterlichen Familie zu begeben, indem sie zugleich darauf rechnete, in dem fremden Welttheile eine Stellung wieder zu finden, in die Gesellschaft zurückkehren zu können, von der sie sich in Frankreich ausgeschlossen sah. Allein die Sorge für die Erziehung ihrer Tochter hielt sie eine Zeitlang von der Ausführung dieses Vorhabens ab. Man höre, wie sich die Gesellschaft bei dieser Gelegenheit gegen sie, die sich selbst eine Ausgestoßene, eine „Paria“ nennt, betrug.

Da die Vorsteherin einer Erziehungsanstalt sie traurig und gedankenvoll sieht, bietet sie ihr an, für ihre Tochter zu sorgen. „Reisen Sie ruhig ab,“ sagte diese zu ihr; „ich will während Ihrer Abwesenheit Mutterstelle an Ihrem Kinde vertreten, und sollte das Schicksal es wollen, daß Sie den Mühseligkeiten einer so weiten Reise erlügen, so soll Ihre Tochter bei mir bleiben.“

Hierauf reißt Madame Tristan nach Bordeaux ab, wo sie einen Verwandten ihres Vaters findet und sich ihm kund giebt, und dieser empfängt sie mit der größten Freundschaft und Herzlichkeit. Er stellt sie überall als seine Bekannte vor und verschafft ihr die Bekanntschaft eines Geschäftsmannes, der sich bereit zeigt, ihr 35,000 Franks zu der beabsichtigten Reise vorzustrecken, um sie dadurch in den Stand zu setzen, ihre vermeintlichen Rechte in Peru geltend zu machen. Bei jeder andern Gelegenheit zeigt er sich ihr als ein hülfreicher, dienstfertiger Freund, der Alles anbietet, sich ihr angenehm zu machen.

Sie befindet sich jetzt in der Lage, ihre Ueberfahrt nach Peru auf der Brigg: „Le Mexicain“ besprechen zu können, die sie aus verschiedenen Gründen allen andern segelfertig im Hafen liegenden Fahrzeugen vorzieht; allein sie sieht sich trotz dem in eine große Verlegenheit versetzt. Auch in Bordeaux hat sie sich für unvermählt ausgegeben, und der Kapitain der Brigg sie in Paris als Witwe und Familienmutter kennen gelernt. Er könnte

ihr daher, wenn er sie wieder erkannte, bei ihren neuen Freunden und Verwandten schaden. Sie läßt ihn also zu sich bescheiden, und bittet ihn, ohne sich weiter zu erklären, daß er vergessen möge, sie schon früher gekannt zu haben. Er verspricht es und fügt noch hinzu: daß er sich ihrer Kinder väterlich annehmen wolle, wenn sie etwa den Mühseligkeiten einer so weiten Reise erliegen sollte.

Endlich eingeschifft, zaudert sie doch noch, und ist im Begriff, ihren Fuß wieder auf französischen Boden zu setzen, um diesen nie wieder zu verlassen. „Allein die Gegenwart neugieriger Zuschauer,“ sagt sie, „so wie die der Freunde der Passagiere, welche diese an Bord begleitet hatten, rief mir wie ein scheußliches Gespenst, das Andenken an die Gesellschaft zurück, die mich aus ihrer Mitte verstoßen hatte.“ Sie reißt also wirklich ab, „den Tod als ihren einzigen Erretter anrufend.“

Trotz dem ist sie selbst auf dem Schiffe der Gegenstand der zärtlichsten Sorgfalt und Aufmerksamkeit: Kapitain, Offiziere, Passagiere und Schiffsmannschaft bemühen sich um die Wette, ihr Gutes und Angenehmes zu erweisen, und sie berührt sich der Theilnahme, die man ihrer Lage erweist. Während der Reise bietet ihr der Kapitain Gabrié, dem sie die Lüge aufgeheftet hat, daß sie Mutter sey, ohne Gattin zu seyn, seinen Schutz und seinen Namen an, um sie wieder in die Gesellschaft einzuführen, aus der verbannt zu seyn sie behauptet. Er dringt in sie, sich mit ihm zu vermählen, bevor sie noch etwas über den Ausgang ihrer Angelegenheiten in Peru wissen könne, und macht sich anheischig, mit ihr in Amerika, China, Indien oder wo sie sonst wolle, sich niederzulassen. Indem man von solchen Dingen redet, landet man an der Küste von Peru. Die Reisende ist kaum an's Land gestiegen, als man ihr, nachdem sie sich durch ihren Paß und ihre Aussagen als eine nahe Anverwandte Don Pios de Tristans kund gegeben, alle nur erdenklichen Ehren und Zuorkommenheiten erzeigt, und sie mit einer Auszeichnung behandelt, wie man sie nur den ersten Personen der Republik zuzugestehen pflegt. Jeder der Notablen bietet unserer „Paria“ sein Haus an, erzeigt ihr alle nur erdenkliche Ehre und giebt ihr Feste und glänzende Gesellschaften. In Arequipa geht man endlich gar so weit, daß man sich offenbar um ihre Gunst und Fürsprache bewirbt, und der Oberst San Roman spricht laut seine Bewunderung für sie aus, „trotz der groben Aufrichtigkeit, mit der sie sich über seine Politik ausläßt.“

Don Pio von seiner Seite, so berichtet uns unsere Reisende, „der ein so ausgezeichnete Krieger und Staats-

mann ist, daß er, wenn man seine glänzenden Kenntnisse nur in die rechte Thätigkeit setzen wollte, einen Nesselrode und Metternich bei weitem übertreffen würde," ließ es sich trotz dem demüthig gefallen, die Rathschläge und Hinweisungen seiner Nichte anzunehmen, „obgleich er so eifersüchtig auf sein Ansehen und seinen Ruhm ist, daß er ansteht, seinem Sohne eine glänzende Erziehung zu geben, aus Furcht, in diesem einen Nebenbuhler seines Ruhmes zu erhalten." Und dieser Mann, wir müssen es glauben, da unsere glaubwürdige Berichterstatlerin es sagt, leistet, seiner Nichte gegenüber, willig darauf Verzicht, seine eigenen glänzenden Fähigkeiten in Activität zu setzen und ordnet sie willig den ihrigen unter!

Die „Wanderungen einer Paria" theilen uns in der Form von Memoiren zwei Jahre aus dem Leben unserer Heldin mit, und in allen Begebenheiten, die sich zutragen, stellt sie sich entweder in den Vordergrund, oder macht sich zum Mittelpunkte derselben. Trotz dem behauptet sie aber, „daß sie es nicht sey, auf die sie die öffentliche Aufmerksamkeit locken wolle, sondern vielmehr auf alle Frauen, die sich mit ihr in einer gleich traurigen Lage befänden, d. h. auf die elende Sclaverei, worin das schwächere Geschlecht, dem stärkern gegenüber, noch immer zu beharren gezwungen sey; auf den Zwang, dem sich die Frau durch die Unauflösbarkeit der Ehen in Frankreich in allen ihren Neigungen und selbst in solchen unterwerfen müsse, die ihrem Naturell am meisten widerstreben, und wovon sie allein durch die Ehescheidung befreit werden könnte, die sie in Hinsicht der bürgerlichen Rechte auf eine gleiche Stufe mit den Männern stellen würde." Diesen Redensarten, mit denen der Saint-Simonismus uns schon hinlänglich vertraut gemacht hat, ist wohl kaum nöthig hinzuzufügen, daß die Unauflösbarkeit der Ehen nicht weniger das männliche, als das weibliche Geschlecht bedrückt; daß gewisse Frauen sich nicht mehr Zwang auferlegen, als manche Männer, und daß jedes Individuum, das sich durch die Verhältnisse gezwungen sah, eine seinen Neigungen nicht angemessene Heirath zu thun, sich in ganz gleicher Lage wie Madame Tristan befindet.

Unsere „Paria" schlägt jedoch als Mittel zur Reform und zur Abwehr alles dessen, was sich der Unabhängigkeit der Frauen hindernd in den Weg stellt, „die Freiheit der Presse in Bezug auf das Privatleben noch lebender Personen" vor. Sie will: „daß dem Lasten die Maske abgerissen und dem Schuldigen seine Verbrechen vor die Stirn geschrieben werden sollen, wie dem Tugendhaften seine guten Handlungen, damit man Jenes

nach Gebühr verachte, Diese aber eben so verehere." „Ich selbst gebe hierin ein Beispiel," fährt sie fort, „indem ich meine nächsten Angehörigen dem öffentlichen Tadel aussetze und den Vater meiner Kinder als einen Niederträchtigen, meinen Oheim, Don Pio, aber als einen Habfüchtigen bezeichne."

Unsere Reisende theilt uns dann im Verlaufe ihrer Wanderungen noch mit, „daß, außer dem Wunsche, einen Theil des Vermögens ihrer Großmutter zu erlangen, der Gedanke, durch die Unauflösbarkeit ihrer Ehe in einem verhaßten Sclavenjoch bleiben zu müssen, sie von Frankreichs Boden entfernt gehalten habe." Im Meerbusen von Gascogne einen Sturm bestehend; unter der Linie vor Hize fast umkommend; am Cap Horn vor Kälte erstarrend, ist immer „die Unauflösbarkeit der Ehe" an allen ihren Leiden Schuld. Der Capitain Gabrié liebt sie mit der größten Hingebung und Aufrichtigkeit, und obgleich sie, wie sie behauptet: „diese Liebe nur durch Freundschaft erwidert;" so ruft doch „eine höllische Stimme (voix infernale) ihr mit einem scheußlichen Hohngelächter unaufhörlich zu: Du bist verheirathet, und weder hier noch in Europa kann Deine Kette jemals zerbrochen werden!"

(Beschluß folgt.)

A p h o r i s m e .

Wer die Täuschung eines Wunsches herbeiziehen will, muß nur dessen Erfüllung ohne Zweifel erwarten. Die Sprache und die Gedanken der Zuversicht kann das Schicksal nicht vertragen.

Julie v. Großmann.

Der sterbende Gerechte. *)

Wie selig stirbt, umschwebt von Gottes Frieden,
Wer Gottes Wege wandelte hienieden,
Und glaubensvoll in's große Feld der Zeit
Den Saamen alles Edlen ausgestreut!

Wie heilig-schön das Sterben des Gerechten,
Dem Engel schon die Siegeskränze flechten; —
Verklärung strahlt auf seinem Angesicht,
Und Todesfurcht quält seine Seele nicht.

Er segnet sie, die weinend ihn umgeben,
Lehrt ihnen sterbend noch das wahre Leben,
Der ird'schen Dinge eiteln Unbestand
Und frommen Glauben an das bessere Land.
Dresden. Robert Köhler.

*) Ein Nachhall aus der trefflichen von dem Vater Emil Heine am 21. October d. J. in der katholischen Hofkirche gehaltenen Predigt.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Stuttgart.

(Beschluß.)

Der Landschaftmaler Dörr aus Heilbronn hat uns in seiner hier ausgestellten „Zimmerreise“ die Lichtensteiner Nebelhöhle und den Herzog Ulrich in ihr bei Fackelschein, gezeigt. Das zierliche Diorama ist so geschickt gebaut, daß es zugleich zur ambulanten Herberge und zum Reisewagen dient. Luft und Sonnenbeleuchtung gelingen dem Künstler trefflich; das Schloß Neurehinstein und die Trümmer der Burg Montfort schmeicheln dem Auge am meisten. Ein glücklicher Gedanke war es, Kerners weinumkränzttes Haus am Fuß der alten Weibertreu von Weinsberg, zu einem Bilde zu wählen. Bei seinem Anblicke wird wohl nah und fern, manch deutsches Herz wärmer schlagen. Wer einmal unter diesem gastfreundlichen Dache verweilt hat — und es kommen täglich Pilger aus fernen Ländern und Gauen — der nahm im Herzen einen Schatz der Liebe und Erinnerung mit, ist reich geworden durch den Glauben: daß solche Menschen leben wie unserer biederen Justinus Kerner und die Seinen. Hier ist ein Altar vaterländischer Gemüthlichkeit. Der Zauber der Poesie und noch ein tieferer, der vom Herzen ausgeht, schwebt über dem Ganzen, auf das ich einmal später zurückkommen werde, denn Kerner unter seinem Lieben und in der heimischen, bedeutungsvollen Umgebung, ist eine einzige, denkwürdige Erscheinung, die man in ihrer reinen Ursprünglichkeit nicht fest genug halten kann.

Drei Stunden von Weinsberg und seinem Sänger, hinter einem großen Berge, liegt das stille Dorf Cleverfulzbach, dessen Pfarrer Eduard Möhrke heißt, durch einige Novellen und den geschätzten Roman, Maler Nolte, zuerst bekannt ward und uns eben jetzt mit herrlichen Liedern beschenkte (bei Gotta erschienen). Sie stellen den Dichter in die Vorderreihen von Deutschlands lebenden Sängern. Plastisch ist — um Beispiele zu geben — das Gedicht: „der Trost“ — ächt humoristisch: „Restauration“ und „an meinen Better“ etc. Es verläugnet sich nicht, daß Möhrke seine Muse an der antiken groß gezogen hat. Auch beschäftigt er sich gern und viel mit den unsterblichen Alten und bereitet die Herausgabe einer Anthologie vor, welche im Laufe des Winters bei Metzler erscheint. Als ich vorhin den Namen Gotta schrieb, fiel mir ein, daß diese Buchhandlung die Göschen'sche in Leipzig gekauft hat und dadurch u. A. den Verlag der Werke Wieland's und Klopstock's erhält.

Wanderungen durch Straßburg.

(Fortsetzung von Nr. 266.)

2. Erwinia — ein elsässisches Journal.

Die Schwierigkeit, im Elsaß ein deutsch-belletristisches Journal zu gründen, leuchtet nur demjenigen in ihrer ganzen Größe ein, der mit der Journalistik in den deutschen Rheinlanden bekannt ist. Die Regsamkeit und der anerkannt praktische Charakter der Rheinlande, hat bis dato im Gebiete der Journalistik so gut wie keine Früchte getragen. Verfolgen wir den ganzen Lauf des Stromes von Basel bis Nymwegen: wir werden auf keine einzige, vollkommen rheinische Bestrebung stoßen, die von der großen Bestimmung dieser neuen Macht lebhaft durchdrungen wäre. Die Karlsruher Zeitung debütirt zuweilen mit Artikeln über Kunstausstellung, Theater etc.; doch hält sie sich mehr im Bezirke der Notiz. Der bairische Rheinkreis nahm nach

1830 die bekannte politische Farbe an und lieferte die Hambachiaden und was damit zusammenhängt; Alles aber ist rein politisch! Heidelberg, dem Rheinkreise gegenüber, bringt seit Kurzem die „Braga“ im Winter'schen Verlage, wovon noch die Rede seyn wird; aber Heidelberg ist bloßer Verlagsort und nicht der Fokus der Redaktion. Mannheim — nichts. Darmstadt mit seiner Schulzeitung befördert eher philologische als allgemein literarische Zwecke, von seiner Kirchenzeitung zu schweigen, die wirklich seit des braven Zimmermanns Tode ein ennuyantes Lösspapierblatt wurde, ohne Energie, ohne durchgreifende Tendenz, ohne alles Relief, man müßte denn die albernen Bouffonnerien über Hegel und hegelschen Styl, als curiosa ausnehmen. Frankfurt möchte ich als Reichsstadt mit eigener Geschichte vom Rheinlande erimiren, aber merkwürdig bleibt, daß der Telegraph nach Hamburg wanderte, während der Phönix starb, ohne hoffnungsvolle Asche zu hinterlassen, zwei Blätter, die auf einen universellen Standpunkt Anspruch machten, und sich in Frankfurt nicht halten konnten, während die Didaskalia und das Conversationsblatt zur Oberpostamtszeitung, sich zum Theil von Entlehnungen nähren und kein kritisches Centrum bieten. Mainz hat, seit etwa einem Jahre, Prospekte eines „Rheinlands“ in alle Welt gesendet, zu dem aber sein Taufpathe, das wirkliche Rheinland, bis jetzt schlecht Gevatter gestanden hat. Wiesbaden, Koblenz, Bonn, nichts. Köln, eine Stadt von 70,000 Einwohnern mit der regsten Betriebsamkeit, mit großen Affen und mächtigem Volksgewühl, bietet kleines Schlingkraut à la „Verkündiger am Rhein, Rheinblüthen, Omnibus zwischen Rhein und Weser“, ad libitum zwischen Rhein und Riemer, aber keine durchgreifende Bestrebung, die speciell vaterländische Literatur betreffend. Düsseldorf, Elberfeld, Aresfeld, Kleve, — nichts. Aachen, im Hintergrunde, an der belgischen Grenze gelegen, machte einmal vor zwei Jahren einen kräftigen Versuch mit seinen „Westlichen Blättern“, unter der Redaktion des Louis Lar, aber Deutschland kam nicht zu Hülfe und wir sehen auf's Evidenteste die Wahrheit bestätigt, daß die deutschen Rheinlande nicht im Stande sind, ein ordentliches Journal en vogue zu halten. Es ist in der That eben so auffallend und scheinbar paradox als wahr. Wo anders hätte zuerst die Idee eines nach Art der französischen Revues und der englischen Reviews eingerichteten Journals, das den hohen Vereinigungspunkt zwischen Philosophie und Leben zu erklimmen suchte, aufkommen können, als in den Rheinlanden, welche vom deutschen Boden die Tiefe und den Ernst, vom französischen Temperament die Leichtigkeit der Assimilirung, die Verbrauchung der Theoreme zu praktischen Zwecken in sich vereinigen? Und wer gab die erste Idee einer deutschen Revue? Ein Berliner, Guskow, und ein Altonaer, Wienberg.

Bedenken wir dieß seiner ganzen Wichtigkeit nach, so wird uns der Gedanke, ein elsässisches Journal zu gründen, in seiner ganzen Schwierigkeit, ja vielleicht als etwas Utopistisches erscheinen, Sey der Elsaß seinem Grundwesen nach deutsch, sey der Charakter seiner Menschen so urgermanisch, als man immer will, der Elsaß gehört Frankreich an; französische Verfassung, französische Literatur; endlich ein großer Theil wirklicher Stockfranzosen sind eine bedeutende Verstärkung, die zur Idiosyncrasie des Rheinlandes gegen die moderne Journalistik als bedeutende Zugabe hinzukommt. Und doch hat man es gewagt, den Gedanken eines deutschen Journalles zu realisiren, und zwar knüpft sich seine Entstehung an einen, für das Elsaß und seine literarischen Beziehungen zu Deutschland, äußerst wichtigen Mann, an — Daniel Ehrenfried Stöber.

(Fortsetzung folgt.)

Nebst einer literarischen Beilage von den Gebrüder Schumann in Zwickau.